

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1929**

11.8.1929 (No. 32)



# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

18. Jahrg. No 32



11. Aug. 1929

## Karl Preisdanz / Neues von Melanchthons Aberglauben

Daß ein Reformator, Theologe und Humanist wie Philippus Melanchthon, der Praeceptor Germaniae, bei aller wissenschaftlichen Bildung, bei allem kindlich-frommen Gottesglauben durchaus im abergläubischen Wesen haftete, sein ganzes Leben lang und aller Opposition Luthers zum Trost, ist bekannte Tatsache. Diesen Aberglauben, die ehrliche Ueberzeugung vom Wahrheitswerte der Astrologie, der Prophezeiungen mancherlei Art, der Träume, ja den Glauben an die volle Wirksamkeit der Zauberei und Hexerei, ihn teilt der hochgelehrte, in antiker Literatur belesene Melanchthon mit der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, die übernatürliche Offenbarung, und was unter ihrem Decknamen umfließt, bitter ernst nahmen. Wie abergläubisch er war, wissen wir unmittelbar aus Vermerken in seinen Briefen und Schriften, mittelbar aus Berichten vieler seiner Freunde und Schüler.

So erzählt Melanchthon selbst, wie er einmal („vor etlichen Jahren“) an sehr gefährlichem Augenfluß gelitten habe, ohne daß vielfach benutzte Medikamente anschlugen. „Da träumte mir, ich besäße den Arzt Dr. Philo, und er rate mir, Euphrasia zu nehmen. Das tat ich, und in zwei Tagen schon war ich gesund.“ Die bekannte blaue Blume Augentrost spielte früher eine Rolle in der Volksmedizin — da ist es nicht unwahrscheinlich, daß Melanchthon auch von ihrer heilsamen Kraft gegen Augenkrankheiten gehört hatte und so von ihr träumte.

Ober diese Geschichte: Als er einmal aus Bretten nach Wittenberg zurückkehrte, besuchte er seinen Freund Wilhelm Neesen. Beim Mittagsschlaf träumte Neesen, er sei beim Fahren auf der Elbe, seiner Lieblingsbeschäftigung, umgekippt und verunglückt. Melanchthon nahm den Traum ernst, Neesen spottete über ihn und bestieg unbekümmert seinen Kahn. Doch stieß er gleich darauf an einen verborgenen Baumstamm im Wasser, das Schiff neigte sich, und Neesen ertrank.

Das waren Fälle, die einen Traumgläubigen zur festen Ueberzeugung von der übernatürlichen Offenbarungskraft der Geschichte bringen konnten. Und gegen sie kamen noch so viele Fehltreffer nicht auf. Melanchthon hat manche Träume gedeutet, die nicht zuträfen, er hat Horoskope gestellt, die sich nicht erfüllten; auch an komischen Begebnissen fehlte es da nicht.

So, wenn Melanchthon dem neugeborenen Sprößling seines Freundes Melander prophezeite, er werde ein großer Gelehrter, der zu hohen Ehren käme und um der Religion willen harte Kämpfe zu bestehen habe, worauf Melander erwiderte: Das wäre alles recht gut . . . wenn es nur ein Bub wäre und nicht ein Mädchen! Aber auch dafür wußte Melanchthon nach kleiner Verlegenheit einen Ausweg: „Nun, die wird ihrem Mann einmal zu schaffen machen!“

Vor allem stand Melanchthon der Astrologie mit größter Teilnahme gegenüber; er fühlte sich ganz im Bann der Gestirnmächte und war auch hier durchaus ein Kind seiner Zeit, die in Deutschland der astrologischen Antike eine lebhaftere Renaissance angedeihen ließ. A. Warburg hat im Staatsarchiv Königsberg einen un- bekannten Brief Melanchthons an den Magier und Astrologen am Kurbrandenburger Hof, Johann Carion (Joh. Nilgelein) aus Bietigheim gefunden, ediert, auch übersetzt und mit Erklärungen versehen. Das lateinische Schreiben ist vom 17. August 1531 datiert, und obwohl Carion stark im Verdacht stand, ein

„Zauberer“ zu sein (Luther nennt ihn nach seinem Tod „Magier“, Reinhold „vorzüglichen Totenbeschwörer“), trug Melanchthon kein Bedenken, ihn astrologisch zu befragen. Denn der Komet von 1531 war doch zu wichtig, als daß er persönliche Hemmungen im Astrologen Melanchthon hätte durchdringen lassen, wo es sich um gestirndenterische Bereicherung handelte!

Nach einer Einleitung, die andere Dinge betrifft, u. a. die unglaublich schlechte Gesundheit des Reformators, den auch „Sorge und Arbeit aufreibe“, die persönliche Notiz: „Meine Frau bekam mit Gottes Hilfe eine Tochter; ich schicke Dir ihre Geburtszeit, doch das nicht, um Dir Mühe (mit Aufstellung eines Horoskops) zu machen; ich sehe nämlich schon selbst, daß sie einmal Nonne wird“. So schrieb Melanchthon auch kurz zuvor an Camerarius. Aber dem Horoskop war Erfüllung nicht beschieden: Magdalena Melanchthon wurde später die Frau von Kaspar Pencer, dem Arzt und Polihistor, dem treuen Schüler ihres Vaters. Ob nun Carion für sie ein Horoskop stellte, das wissen wir nicht. Jedenfalls hat sich Melanchthon, trotz seiner höflichen Bemerkung, eines von ihm gewünscht.

Dann fährt der Briefschreiber fort: „Seit mehr als acht Tagen sehen wir einen Kometen. Wie urteilst Du über ihn? Er scheint über dem Krebs zu stehen, da er gleich nach der Sonne untergeht und kurz vor Sonnenaufgang aufgeht. Ohne Zweifel bedeutet er den Tod von Fürsten, er scheint aber seinen Schweif nach Polen zu wenden. Doch ich erwarte Dein Urteil. Ich wäre Dir von ganzem Herzen dankbar für Deine Ansicht.“ Der Komet gibt Melanchthon Anlaß, sich in Vermutungen über die politische Entwicklung der nächsten Zeiten zu ergehen — Carion war politischer Agent Joachims von Brandenburg — er glaubt nicht an einen nahen Frieden. Auch hier wirkt der Glaube an Ueberirdisches in ihm: „Ich werde (zu meinem Pessimismus) nicht nur durch astrologische Voraussagen beeindruckt, sondern noch durch Weissagungen.“ Birdung von Haffurt und Schepper haben Prophezeiungen von sich gegeben, Haffurt trant er; halte ihm doch dieser Prophet schon in der Wiege geweissagt, und weil er das Kind vor der Dittsee gewarnt, hat sich Melanchthon lebenslang vor ihr gehütet — er reiste 1560 aus diesem Grund nicht nach Dänemark. Noch auf seinem Totenbett betrachtete er eifrig eine Landkarte, die bei seinem Lager hing, und dazu sprach er: „Birdungs hat mir prophezeit aus der Sternrunderkunft, ich werde Schiffbruch leiden auf der See; jetzt bin ich nicht weit davon.“ „Meinet aber die gemalte See an der Landtafel“, setzt der Berichterstatter hinzu!

Dem zweiten, Schepper, mißtrant er: „Er täuscht sich oft . . . Ein mir bekannter Bürger in Schmalkalden hatte ein Wundergesicht, auf das ich den größten Wert lege: es enthält eine Voraussage auf eine glimpflich verlaufene Katastrophe . . . Ein Weib in Kibingen hat Schreckliches über Ferdinand vorausgesagt. Er werde Krieg gegen uns führen, der für ihn aber unglücklich verlaufen werde. In Belgien hat eine Jungfrau dem Kaiser auch geweissagt, was ich aber noch nicht genügend nachgeprüft habe. Im ganzen meine ich, daß irgendeine Bewegung auftreten wird, und ich flehe zu Gott, daß er sie zu gutem Ende lenke und ihr einen der Kirche und dem Staat günstigen Ausgang verleihe. Ich arbeitete schon vor Jahresfrist eifrig daran, daß sie mit uns Frieden machten. Hätten sie es getan, gäbe es weniger Aufruhr in



Schwaben, das jetzt zum großen Teil der Schweizer Theologie anhängt. . . Sabinus schickt Dir meine Vorrede über das Lob der Astronomie und Astrologie, über die ich Dein Urteil erwarte. Lebe wohl. Donnerstag nach Mariae Himmelfahrt 1531. . . Philippus."

Das Exzerpt aus diesem Brief zeigt, in welcher Unruhe sich Melanchthon damals befand. Und gerade in solchen Augenblicken nahm er seine Zuflucht nicht nur zu seinem frommen Gottesglauben, sondern auch zum Wunderglauben, der sich bei ihm offenbar mit dem andern vollkommen gut vertrug. Die Zusammenstellung des Geistesarbeiters Melanchthon erscheint uns zwar sonderbar: Humanist, Theologe, astropolitische Journalist; er, der geistliche und geistige Führer des evangelischen Deutschlands, mitten in der Ueberarbeitung der Augsburgerischen Konfession stehend, nimmt sich nach A. Warburgs Ausdruck, tatsächlich nicht viel anders aus als ein heidnischer Zeichendeuter, der durch Zeichen am Himmel und durch Prophezeiungen von Menschen von der ihm so nötigen Entschlußfreudigkeit abgelenkt wird. Ihm selbst mochten diese Widersprüche weniger auffallen: „für ihn lebte in der astrologischen Methode jene harmonisierende Weltanschauung der Alten praktisch fort, die eben die wesentliche Grundlage seines kosmologisch gerichteten Humanismus war“.

Wie ganz anders Luther! Wenn Melanchthon 1535 bei einer Doktorpromotion zu Wittenberg zwei Sätze „beweist“: erstens die Astrologie ist eine wahre Wissenschaft, und zweitens: sie bringt großen Nutzen für das Leben, lehnt sie Luther unbedenklich ab: „Sie ist aber gar keine rechte Wissenschaft und gewisse Erkennt-

nis, und diejenigen irren gar sehr, die aus diesen Dingen eine gewisse Kunst und Erkenntnis machen wollen, da doch keine nicht ist. Denn sie gehet nicht aus der Natur der Astronomie, die eine Kunst ist. Dies ist Menschenfabung.“ Und von Melanchthons Hang zur Astrologie sagte er: „Ich glaube, daß Magister Philippi Astrologia und Sternkunstlehre gleich sey, als wenn ich einen starken Trunk Wein oder Bier trinke, wenn ich Gedanken habe.“ Wohl hat sich Melanchthon „oft heftig bemühet und beflissen“, Luther auf seine Seite zu ziehen, „aber,“ versichert der Freund, „er hat mich niemals könnt dazu bereden oder bringen, ich bleibe hart und feste auf der Meinung, die die Bauern haben, mit denen halt ichs, wenn ein heißer Sommer ist, daß ein kalter Winter darnach folget.“

Vermutlich war es ein Tübinger Lehrer Melanchthons, der ihn den Bahnen der Astrologie zuentzie: der Astronom und Astrolog Johannes Stöffler hat dem ergebenen Schüler, der zeitlichen Stöfflers Namen im Munde führte, neben der wahren Wissenschaft der Astronomie auch die Pseudowissenschaft der Astrologie vermachte. Und an ihr hielt Melanchthon mit seiner ganzen Fähigkeit fest, trotz Luther, trotz Reuchlin, der wie der Reformator die Astrologie als trügerisch und sich selbst widersprechend zurückwies. Der vom Vater ererbte Hang zum Aberglauben wirkte stärker als alle Einwände und Gegenbeweise in Melanchthon fort: „Mit der Fähigkeit und Innigkeit eines deutschen Gemüths hat er dieses Allerheiligste seines Innern in einem langen und arbeitsamen Leben gegen seinen eigenen Verstand und gegen fremde Angriffe verteidigt.“ (K. Hartfelder.)

## Wilhelm Hausenstein /

Man wird fragen, wieso gerade von Mannheim geträumt werden könne. Alles bewege sich dort in der Wirklichkeit — nämlich in der Wirklichkeit, die wir meinen, wenn wir heute von Wirklichkeit reden: alles rühre sich in der Arbeit der Fabriken und des Flughafen, im Geschäft; eine eiserne Brücke führe nach Ludwigshafen, zu Kapital und Proletariat; wenn Träume dichten, so kämen sie dort in Verlegenheit. . . Aber es ist wahr, daß Mannheim mir seit der frühen Jugend ein Traumbild gewesen ist — so sehr, daß ich mich immer gescheut habe, hinzufahren, und daß ich, wenn ich dort war (und ich war oft dort), weder das Gefühl gewinnen konnte, in der Wirklichkeit zu stehen, noch den Mut aufbrachte, sie wahrzuhaben.

Ich könnte heute überlegen und sagen: diese Stadt ist einmal gedacht worden; sie ist ein ausgebildeter Plan gewesen, ehe sie gebaut wurde; im Gedanken empfangen, hat sie das Abgezogene des Gedachten bewahrt. Die Vierecke, das überall gleiche System der Quadrate: wohl ist dies vernünftig, wohl ist dies „praktisch“ — aber es ist auch eine Art von Chimäre, von irgendeinem Augenblick an ungeheuerlich. Wenn die Mathematik folgerichtig ist, wenn die Rechnung unerbittlich zu Ende getrieben wird, ist das Ergebnis nicht minder wunderbar als logisch. Verhält es sich nicht so? Man staunt darüber, wie es hinausgeht, daß es hinausgeht; das Platte, das Einleuchtende, das ganz und gar Vernünftige bekommt einen Ton von Metaphysik. . . Doch davon will ich nicht einmal reden, davon, daß auch die Träume die Ordnung lieben, — obwohl etwas daran ist. Ich will erzählen, wie es mir mit Mannheim ging, lange bevor ich einen Begriff haben konnte von der Sonderbarkeit des Richtigen, von der Unheimlichkeit der Häuserquadrate, der Straßenquadrate, die sich nur um so eher in den Traum fügen, je vernünftiger sie sind.

Es fing damit an, daß der Großvater das Wort „Mannheim“ sagte und dazu das Wort „Lamey“. Lamey — so hieß ein geheimnisvoller Mann mit weißem Kopf; das Bild hing im Kontor des Großvaters; entsinne ich mich recht, so war der Name mit dem Titel eines Staatsrats verknüpft, was Geheimnis genug bedeutete; aber das Eigentümlichste, das Hintergründigste war doch, daß dieser Name mit dem des Großvaters in einem „Hochverratsprozeß“ verbunden war, damals, ums Jahr 1849, in der „Demokratenzelt“. Was waren dies für Worte: Lamey — Hochverrat — Prozeß — Hofgericht — Demokratenzelt? . . . Ich wollte ihnen gar nicht auf den Grund kommen; mir genügte die Mythologie der unaufgeklärten Bedeutung; ich war sechs Jahre alt. Nur dies war mir vollkommen deutlich, daß der Herr mit dem weißen Kopf vordem als junger Advokat den Großvater, der es mit „dem Heder“ und nachher auch mit „Garibaldi“ hielt, freibekommen hatte, so daß der Großvater „nicht erschossen“ war und leibhaftig vor mir stand. . . Um dies alles war der Stadtname „Mannheim“ wie eine Schale, wie ein unbegreifliches Gefäß, wie eine Rebelhand. Der Herr Staatsrat mit dem mysteriösen Namen lebte dort; man kam nie hin, aber er lebte dort leibhaftig wie Zeus auf seinem Berg über den Wolken, die ihn den Blicken der Sterblichen entziehen; dort lebte er, und wie seinem eigenen Namen, so gehörte auch dem Wort Mannheim eine besondere, an Rätseln, an geheimen Zusammenhängen reiche Autorität. Und nun war Mannheim vielleicht kein Traum im Schlaf; aber es war ein Wach-Traum; es ging über meinem Kopf mit mir; es lag in der Ferne, am Rand der Dinge, fast schon jenseits.

Indessen ist wahr, daß wir dann doch nach Mannheim gekommen sind. Aber dies geschah gute drei Jahrzehnte später.

## Traum von Mannheim

Wir hatten von Heidelberg her die Witwe des Staatsrats zu besuchen — des Staatsrats, von dem es immer nur noch eine Stufe bis zum Großherzog gewesen war, eine einzige Stufe, die er für uns erstieg. . . Da saß in einer merkwürdig klaren Umgebung, inmitten rechtwinklig geführter Straßen mit niedrigen, vernünftigen, nüchternen Häusern der seinen Bürger die Frau Staatsrätin, im langen Kleid mit der Kamee am Halsbünd, im schwarzen Spitzenhäubchen über dem weißen Scheitel. Ich konnte nicht mit ihr reden; die Antworten auf die Fragen, die sie dem Studenten stellte, wurden nicht von mir gegeben, sondern von einem zweiten Ich, das hinter mir stand. Ich begriff, daß all dies Komplizierte des Gefühls eigentlich gar keinen Sinn hatte, war aber nicht mächtig genug, dies Seltsame, Umwegige abzuwehren, obwohl keine Situation klarer sein konnte als diese da. . . Ich weiß, daß ich dies Haus mit dem glatten grauen Mauerstrich aus Delfarbe, mit der roten Sandsteintreppe und den Messingbeschlägen, die blinkten, für eine Grabkammer hielt, und die noble alte Dame für eine Statue.

Dies alles geschah aber erst, nachdem ich Mannheim beinahe schon gesichtet hatte — im geographischen Sinne gesichtet, nämlich von Heidelberg her, von der großen Terrasse neben dem Schloß. Dort oben saß man Abend für Abend, versunken in zwanzigjährige Gedanken über die Möglichkeiten der Zukunft; alles stand noch so bevor, wie jetzt schon beinahe alles zu Ende ist; alles war noch so unverwirklicht, wie jetzt schon fast nichts mehr verwirklicht, fast nichts mehr erkämpft wird; nun — es ist ein Menschenalter her. Alles stand so im Feuer der Verwandlungen, wie dort draußen, im Westen ungefähr, der rote Abendhimmel „über Mannheim“ stand. Dort draußen glühte er mit Scharlach und Orange. Dort, ungefähr dort war „Mannheim“. . . Nicht ahnend, daß ihm geopfert wurde, und sicher in seiner unmittelbaren Wirklichkeit von Sekunde zu Sekunde die bare Prosa.

Ich sitze irgendwo im Badischen auf dem Eisenbahnzug und fahre im Land herum und träume Mannheim.

Was war denn noch?

Da war Mannheim der Raum um einen Dichter, den ich unter allen Dichtern zuerst in der Nähe sehen möchte, wenn ich einmal in den Himmel kommen sollte: Schiller. Ich frage nicht danach, ein wie großer Dichter er ist. Ich umwerbe ihn weit jenseits von dieser Frage und wohl auch so nahe seinen Knien, daß ich gar nicht sagen kann, ich stünde ihm gegenüber. Ich liebe ihn in sein und mein Gemüt hinein und möchte wissen, wie er aussieht, ganz genau aussieht, in seinem Fleisch, das der Verklärung kaum bedurfte, weil es in schimmernden Geist getaucht war, als er hier unten seine Frist verlebte, die ein Warten auf das Eigentliche ist. . . Mannheim war um diesen Mann; das Mannheimer Theater war um seine Räuber; das Mannheimer Theater war um ihn, und um ihn war die stauende Erregung eines Bürgertums, das eine Wandlung der Dinge ahnte. Ich habe das Theater oft gesehen; es ist groß, einfach, schön; ich bin aber nie gänzlich an das Theater hingekommen und nie gänzlich hineingekommen, obwohl ich es mit dem Finger angerührt habe — denn immer war die Traumschicht dazwischen, durch die man nicht greifen kann, weil ihre Widerständlichkeit nicht mehr ist und nicht weniger als ein Gedanke und ein Gefühl.

Ja, und nachher fügte es sich sonderbar, daß ich nicht nur über Dalberg schreiben mußte, den Kurzerkanzler, den Bruder des Mannheimer Intendanten aus Schillers Zeit, sondern auch über den Studenten Sand; daß eines Tages der alte Auditeur Sand



mit schlurfenden Sohlen zu mir kam; es war in München, und Mannheim lag weit weg. Er kam an und brachte Briefe und Schulhefte des Studenten der Gottesgelahrtheit Karl Ludwig Sand und ein Bild des Studiosus, der des Auditeurs Großonkel gewesen ist: da stand der Student, das Barrett der alten Burschenschaft auf den langen braunen Locken, die der Scharfrichter ihm nachher abschneiden mußte, als es in Mannheim auf Schafott ging, wo das breite Nichtschwert flog; da stand im Bilde der Student, den „altdeutschen“ Rock um die Brust und in der Falte den Dolch verbergend, „Mörs, den Dolch im Gewande“, den Dolch, der den Staatsrat Kobebue getötet hat; in den Augen, um die hohen Wangen lag etwas Slawisches, etwas vom Eifer des Anarchisten; dies war ein „Teutscher“ wie mit russischem Geheimnis; dies war eine Figur von Dostojewski, halb „Idiot“, halb „Raskolnikow“. Und nun hatte ich die authentische Geschichte dieses Studenten zu schreiben, selbst noch Student; ich schrieb sie aus den Papieren, die man mir anvertraute; ich schrieb sie aus der verblühten Knaben- und Studentenschrift. Ich blätterte die alten Bücher über Sand. Alles mündete nach Mannheim. Dort war die „Himmelfahrtswiese“ des gerichteten Sand — die Stätte, wo er zweimal den Streich des erschütterten Nachrichters in den Nacken empfing; ich habe die Stätte nie gesehen — habe nie gewagt, aus dem Traum in diese Wirklichkeit zu treten. Da, in Mannheim, hat er den grauen Himmel gesehen und den Flug eines Vogels — ans Bett des Gefängnisses gebunden, die eiternde Wunde mitschlungenen Selbstmords in der Brust; da hat er die Not einer chirurgischen Manipulation ertragen, um für die Hinrichtung noch „lebendig“ zu sein. Die Belohnung lag vor mir, die schreckliche Zeichnung, von Karl Ludwig Sand selbst angefertigt. Nachts saß er in Jena auf seiner kleinen Studentenstube; die anderen saßen, sangen, gingen den Mädchen nach oder schwärmten freundschaftlich im Mondschein der deutschen Romantik, Arm in Arm, oder führten große, gleichsam russische Nacht-Debatten über die Tyrannei, über die Notwendigkeit von „Verfassungen“, über die Republik und über das Attentat. Während die anderen draußen waren und Wänder tauschten, war er, Karl Ludwig, Theologiae Studiosus, zu Hause bei der kleinen Lampe überm Tisch und dachte an kein Mädchen — ach, hätte er gedacht — und zeichnete: zeichnete im Wach-Traum die Tür der Mannheimer Kirche, und an die Tür einen Aufruf für die Leute, und auf die Sandfeinstufen der Tür sich selbst als einen zusammengefunkenen Mann, der sich den Dolch zuletzt in die eigene Brust gestochen hat. Er wußte nicht viel von den Wirklichkeiten; die Tür der Kirche geriet ihm gotisch, aber siehe, in der Wirklichkeit war sie barock; er wußte von Kobebue nicht viel mehr, als daß er ein Verräter an „Teutschland“ sei; er haßte den Es-devant, dies nachgebliebene Stück Kokoko in der Restauration; dies haßte er — und er liebte den Wach-Traum des Mannes, der töten will und in den Mord die ganze Inbrunst einer Liebe zu den Frauen legt, die er nie gekannt hat.

Dies alles hatte ich zu schreiben. Es mündete nach Mannheim. Der kaiserlich russische Staatsrat Kobebue wuchs mir, wenn

ich nicht achtgab, in traumartiger Metamorphose mit dem großherzoglich badischen Staatsrat Lamey zusammen — was keinen Sinn hatte, denn dieser hatte doch die Sache eines Demokraten vertreten; das Attentat geschah, wenn ich nicht achtgab, in dem klaren Lameyschen Hause, und an diesem Hause gingen mir ebenso, genau so die Läden unter Tage zu, wie Karl Ludwig Sand am Kobebueischen Hause nach dem Attentat die Läden meinte geschlossen zu sehen.

Seitdem ich die kleine Geschichte des Studenten Sand geschrieben habe, sind Jahrzehnte vergangen. Wie oft war ich seitdem in Mannheim! Ich habe alles gesehen, was dort ist, das alte, das neue Mannheim, das Schloß, von dem ich ganz deutlich weiß, daß ich es schöner finde als das Versailler Schloß, die „Plancken“, das Nationaltheater, die barocke Kirche, das Kaufhaus (so heißt es doch? — aber ich frage nicht, im Traum fragt man nicht oder sicher bekommt man keine Antwort), die kleinen, klaren Bürgerhäuser der guten alten Zeit, den neuen Wasserturm und die Pergola und die Rosen, die Schloße, die lärmenden Mechanismen des Rheinhafens, die rothenden und rasselnden Schiffe, die neuen Willen der reichen Leute und die stillen Wege am Strom — diesen Reichtum der Unbegüterten. Ich habe auch die Bilder in der Galerie gesehen. Als ich den Maximilian von Mexiko vor den rauchig feuernden Gewehren der exekutierenden Soldaten sah, die bis in ihre nachtblauen Uniformrücken hinein genau und kalt zu zielen scheinen und ein peinlich tadelloses Lederzeug tragen — als ich dies Bild des Manet sah, da erschrak ich, wie ich vor der Wirklichkeit, als Zeuge einer Hinrichtung, nicht entsetzlicher hätte erschrecken können. Ach, ich habe nicht ausgedacht, was ich nun sage: Kobebue fiel mir ein und auch dies, daß der Großvater vielleicht auch erschossen worden wäre, wenn jener Hofgerichtsadvokat Lamey nicht gewesen wäre. Und wie ich nun dies alles zusammenfühlen mußte, da war es wie eine Beziehung, die einer geheimen Ordnung folgt: wie eine Ahnung von der Existenz einer geheimen Ordnung, eines Mechanismus der Welt, der weit und eng ist und nie verstanden werden kann, sondern nur leise angerührt — dann nämlich, wenn man träumt, ob im Schlafe träumt oder auch wach träumt. Und was mich betrifft: ich glaube, ich träume immer.

Ich weiß es nicht mehr, ob ich den kleinen länglichen alten Platz mit den Bäumen in Mannheim gesehen oder in das Wort Mannheim hineingeträumt habe. An der Ecke, scheint mir, war eine Privatbank, „Soundso und Soundso“, das „und“ als „&“ . . .

Nein, ich kann diese Stadt, die greifbarste von vielen, nicht ergreifen. Ich fahre auch nicht hin, weder jetzt noch bei der nächsten Gelegenheit; sondern ich setze mich ins Coupé, fahre im Badischen herum und träume Mannheim mit wachen Augen und sehe alles, was so fern von Mannheim um mich ist — und sehe im Grunde doch das Traumbild Mannheim, die Vierecke, die gelb gewordene Photographie des Staatsrats Lamey, die Zeichnung des Studenten, auf der das Licht der Dellampe warm und gefährlich spielt, und den Großvater und den Märchen-Kaiser Maximilian von Mexiko, den die Wirklichkeit herzlos und schlecht balanciert.

## Gottlieb Graef / Erscheinungswandlung

Der Kindheit rosenfarbener Schein  
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.  
Schiller

Es ist eine bekannte, den alternden Menschen zu Wehmut stimmende Erscheinung, daß die zeitweise Wiederbelebung halb verwehter Kindheits Erinnerung nicht selten eine mehr oder weniger große Enttäuschung in sich schließt, indem das lange in der Seele getragene verklärte farbenprächtige Bild mit den Jahren teilweise verbleicht und die dem Kinderauge einst so groß und bedeutend erschienenen Dinge zur Unbedeutendheit und gemeinen Wirklichkeit zusammenschrumpfen läßt. So glücklich auch und wohl uns sonst beim jeweiligen Aufenthalt im altgewohnten heimatischen Zustulum, dem Jugendparadies und Standort unserer Wiege, fühlen, macht sich doch allmählich die Empfindung geltend, als hätten daselbst einst alle Gegenstände und Erscheinungen des Lebens einen noch reicheren, bedeutameren und schöneren Inhalt gehabt als jetzt. „Wie groß war diese Welt gestaltet, solange die Knospe sie noch barg.“ Die ehemalige weichenhafte Heimat war dem in der Ferne Wohnenden in der Folge zu einer geistigen, idealen geworden, in die sich die heimwehbeschwerte Seele flüchtet, die er aber an Ort und Stelle oft unter dem Rehrich der Gegenwart und deren rauher Wirklichkeit verschüttet findet.

Zwar lachen die Berge, Wälder und Bäche der Heimat immer noch in der alten Schönheit und Jugendfrische und spannt sich über uns derselbe blaue Himmel wie ehemals. Nur wir sind andere geworden. Die Kindseele hatte einst die mit ihr in Verbindung gekommenen Gegenstände und Menschen, unbekümmert um deren Würdigkeit und Unwürdigkeit, mit einem goldenen Schein umwoben und dadurch ihre Bedeutung gesteigert. Denn als Kind betrachtet man die Dinge noch nicht mit nüchternem kritischen Verstand, sondern naiven heiteren Blick und phantasiereichen Gemüts. Seinem ungestillten Erkenntnisdrang steht die ganze Erscheinungswelt noch als eine interessante Neuheit, als ein ungeteil-

tes Wunder gegenüber, zu dem es mit gläubiger Andacht aufschaut und das die jugendliche Einbildungskraft noch erweitert und verschönt. In jedem Wasser sieht es eine Nixe, in jedem Baum eine Dryade und stattet überhaupt die gesamte leblose Natur mit einer lebendigen Seele aus. Ihm erscheinen die gereiften Menschen, die von ihnen geschaffenen Einrichtungen und die bestehenden Verhältnisse nicht als etwas Gewordenes, Veränderliches und Vorübergehendes, von Zufälligkeiten, menschlicher Willkür und Irrtümern Abhängiges, sondern als etwas Gegebenes, Notwendiges, Vernünftiges, Selbstverständliches, Absolutes, Dauerndes, durch ihr bloßes Vorhandensein Sanctioniertes, als ein Bestandteil der allgemeinen Weltordnung. Das Kind achtet alles als Selbstzweck, was im Grunde nur Mittel zum Zweck ist. Und da die schöne Welt der Erscheinungen der Trübung durch Durchkreuzung seines Willens und seiner Wünsche noch wenig ausgesetzt war, dünkt uns später in holder Selbsttäuschung jene Zeit als ein verlorenes Paradies, in dem wir noch nicht klug waren wie die Schlange, sondern bloß ohne Falsch wie die Taube und auf das wir mit wehmütiger Sehnsucht zurückblicken. Dieser Gedanke kommt auch im Mythos vom Rheingold in schöner Symbolik zum Ausdruck, indem das Gold, solange es als Gegenstand idealer Betrachtung, als „Laud in des Wassers Tiefe lachenden Kindern zur Lust“ ruht, reine ungetrübte Freude weckt, aber dem klaren Element entrissen und von egoistischem Willen als Zweckmittel begehrt, dem Besitzer Unruhe und Not bringt.

Solche Verschiedenheit der Erscheinung eines und desselben Dings ist immer durch den Standpunkt bedingt, von dem aus man es betrachtet. Eine ähnliche Erscheinung war es einst, wenn mich in den Jahren körperlichen Wachstums die Ferien nach Hause führten. Da kamen mir die Häuser, die Zimmer und die Erwachsenden immer kleiner vor. Sie waren aber dieselben geblieben, nur ich war in der Zwischenzeit größer geworden, und der unbewußt angelegte Körpermaßstab konnte naturgemäß nicht mehr



stimmen. Ebenso geht es mit dem geistigen Maßstab, der mit der Entwicklung unserer Geisteskräfte gleichfalls wächst und schließlich gegenüber vielen früher gewonnenen Erkenntnissen in ein immer größeres Mißverhältnis gerät.

Zum Teil aber hängt jene Erscheinungswandlung auch noch mit der von Jahr zu Jahr stärker hervortretenden Isolierung des gealterten Heimatbesuchers unter den wenigen noch lebenden dortigen Genossen aus der Jugendzeit und mit der wachsenden Fremdheit der übrigen Einwohnerschaft zusammen. Meist sind es unbekannte Gesichter, die zu den Fenstern, selbst des Vaterhauses, heraus schauen. Fremde Kinder spielen auf der Straße. Einst als Schönheiten bewunderte Mädchen kommen als verwiterte Greisinnen dahergetrippelt. Auf der Kanzel steht an Stelle des den

Kinderaugen altbewährig erschienenen Pfarrers ein junger, dessen Vater man sein könnte. Ebenso verhält es sich mit dem Organisten, dem Blasbalgtræter und dem Klingelbeutelträger. Selbst der säbeltragende öffentliche Ordnungsmann, für den Knaben einst der Jubelbegriff höchster Orts- und Staatsgewalt, will nicht mehr den früheren Respekt einflößen. Sie transit gloria mundi. —

Angesichts dieser beklagenswerten Ernüchterung ist es ein tröstlicher und versöhnender Gedanke, daß entsprechend dem ewigen Kreislauf der Dinge das junge Geschlecht der Heimat die Welt immer noch mit denselben naiven Augen betrachtet, in seinem Kinderhimmel auch weiterhin den nämlichen Unschuldsfrieden findet und darin in der gleichen Traumseligkeit schwebt wie die vorangegangenen Geschlechter.

## Friedrich Eisenlohr / Der Bettler

Es klingelte, und ich öffnete zufällig selbst. Vor der Tür stand ein junger Mensch von etwa 25 Jahren und sagte höflich: „Verzeihen Sie! Ich bin arbeitslos und bitte um Ihre Unterstützung!“ — Mir war, als hörte ich die Phrase zum erstenmal. Nüchtern, sachlich mit einer sicheren Selbstverständlichkeit brachte er sie heraus ohne den geringsten Unterton jener mitteilberregenden Demut, hinter der sich die Scham vor der eigenen Bedürftigkeit zu verbergen pflegt. Ich sah den Bettler genauer an und entdeckte ein offenes, kluges Gesicht, klare Augen und eine gewisse Geplagtheit hinter der offensichtlichen Abgeriffenheit. Mein erster Gedanke war: ein mittelloser Schauspieler, der seine „Rolle“ vorzüglich beherrscht, und ich bemerkte, daß er meinem prüfenden Blick ohne Verlegenheit mit leichtem Lächeln begegnete.

Ich lud ihn zum Essen ein. Er nahm an und trat meiner Frau mit der gleichen höflichen Selbstverständlichkeit gegenüber, die die Basis der Situation vollkommen verschob und keinem von uns Veranlassung gab, meine spontane Aufforderung zu bedauern. Als er den Fernsprecher auf meinem Schreibtisch sah, bat er um die Erlaubnis, ihn benützen zu dürfen, und meldete jemandem — augenscheinlich seiner Frau oder Freundin — daß er zum Essen nicht nach Hause komme, da er eine Einladung angenommen habe. Während des kurzen Gesprächs beobachtete ich, daß seine Augen an den Rücken der Bücher entlanallesen, die sich neben dem Schreibtisch zwischen uns beiden befanden, und daß sie an verschiedenen einer Moment — und nicht in Zerstretheit — hängen blieben.

Nach Tisch, wobei er sich ziemlich schweigsam verhalten hatte, wollte er sich mit kurzem freundlichen Dank verabschieden. Nachdem wir jedoch meine Autorschaft an verschiedenen Veröffentlichungen, die er kannte, aufgeklärt hatten, plauderten wir bei Kaffee und Zigaretten wie alte Bekannte. Dabei erkundete ich über ihn und sein Leben etwas folgendes: „Ich war als Verkäufer in einem Warenhaus angestellt. Da begegnete ich eines Abends auf dem Heimweg einem alten Bettler. Da mir irgend etwas Ungewöhnliches an ihm auffiel und mich fesselte, kamen wir ins Gespräch. Er nahm mich in seine Wohnung mit, die zu meiner Ueberraschung geräumig, sauber und hübsch war. Da er Gefallen und Vertrauen zu mir gefunden hatte, setzte er mir seine Ansichten und Erfahrungen auseinander. Wir fielen tausend Schuppen von den Augen. Wir wurden in jener Nacht Freunde. Während des nächsten halben Jahres benützte ich meine freie Zeit zu nichts anderem, als darüber nachdenken, was ich bei ihm sah und hörte. Als er dann starb und seine hübsche freundliche Wohnung mit allem anderen mir hinterließ, war ich fertig mit meinem Beruf als Verkäufer und mit jedem anderen sogenannten Beruf, der für mein Alter und meine geringen Kenntnisse heutzutage in Frage kam. Ich hatte keine Lust mehr, für einen Lohn, der nicht einmal für Kost, Kleidung und einige billige Liebhabeereien ausreichte, von morgens bis abends gleichgültigen Leuten gleichgültige Dinge zu verkaufen, oder langweilige Zahlenkolonnen zu addieren und zu subtrahieren. Ich hatte Lust bekommen, mir mein Leben nach meinem Kopfe einzurichten und das Quantum der absolut notwendigen Arbeit auf ein Minimum zu beschränken, oder wenigstens ihren Ertrag in ein erträgliches Verhältnis dazu zu bringen. Mit den Hoffnungen und dem Glauben an den zukünftigen Segen des Sozialismus oder Kommunismus ist für einen jungen Menschen wie mich nichts getan. Da muß jeder selbst für sich handeln und einstehen, sonst kommen dabei nur wieder allerhand unfruchtbare, pietätvollen ideale Verpflichtungen heraus. Stellen Sie einmal dagegen folgendes einfache Rechenexempel: Ein Haus in einem guten bürgerlichen Viertel einer modernen Großstadt hat durchschnittlich fünfzehn Wohnungen. Bei einiger Gewandtheit kann man die fünfzehn Wohnungen in zwanzig Minuten besuchen. In der Stunde also drei solcher Häuser, im Durchschnitt vierzig bis fünfzig Wohnungen. In drei Morgenstunden, Ruhepausen, Wege und Mieten abgerechnet, rund hundert Wohnungen zu zehn Pfennig, was einer Mindesttageseinnahme von zehn Mark entspricht,

an der keinerlei Abzüge in Frage kommen. — Meine eigenen langen Erfahrungen haben diese einfache Rechnung, die mein alter Freund mir zum erstenmal vor Augen stellte, nicht nur bestätigt, sondern weit übertroffen, so daß ich heute mit einer Monats-einnahme von fünfshundert Mark rechnen kann, ohne von der Fülle von Erfahrung, Menschenkenntnis und angenehmen Bekanntschaften zu sprechen. Ich habe „Kollegen“ kennen gelernt, und von anderen gelernt, deren Tüchtigkeit und Sparsamkeit ihnen ein Vermögen beiseit hat, das sie von allen sozialen Verpflichtungen längst unabhängig gemacht hat. Doch das sind natürlich, wie bei allen menschlichen Angelegenheiten, die wenigen, besonders Bezahler und Bedeutenden. Kurzum die Tüchtigsten!

Meine Erfahrung als Bettler ist die, daß die Menschen viel und gerne geben, wenn der Bettler seine Tätigkeit als einen Brot-erwerb wie jeden anderen, von unseren fürchtbaren sozialen Verhältnissen erzwingenen betrachtet und — achtet! Ich habe meine Arbeitskleidung wie jeder andere Stand und freue mich, wenn ich des Nachmittags im Kaffee oder des Abends im Kino neben mir einen Herrn oder eine Dame bemerke, bei denen ich mir durch meinen Besuch am Vormittag einen Teil der Tagesausgaben verdient habe, und die mich in meiner gewöhnlichen Kleidung keineswegs als „Bettler“ erkennen und gewohnheitsmäßig verabschieden, sondern wie jeden anderen aufgefleibeten und gepflegten Mitmenschen respektieren. — Oft habe ich nähere Bekanntschaften gemacht, die zu wirklichen und wertvollen Freundschaften wurden, und in den aller verschiedensten Gesellschaftsschichten, was mir in meiner früheren sozialen Position ganz unmöglich gewesen wäre. Alle großen Städte Deutschlands habe ich genauestens kennen gelernt. Zurzeit lerne ich mit meiner Frau Französisch und Englisch, da wir die Absicht haben, im Herbst Frankreich, England und vor allem Amerika auf meine Weise zu bereisen.“

Da hatte ich die Bestätigung meines ersten Eindrucks und die Erklärung für die Sicherheit und Gewandtheit seiner Sprache und seines ganzen Auftretens: Das war kein Bettler aus Not, Schwäche und Ratlosigkeit widrigen Umständen gegenüber, das war ein Bettler aus Ueberzeugung, mit dem Mut zu sich selbst und der Ueberlegenheit, die ihn über tote Begriffe und Vorurteile lächeln ließ. — Trotzdem kam ich nicht um die Frage herum, warum er nicht glaube, daß seine Klugheit und seine Begabungen ihn nicht auch in einem anderen Berufe schnell und sicher in die Höhe gebracht hätten. Er schüttelte nur skeptisch den Kopf und erwiderte: „Ich weiß ganz genau, was für eine Unmenge von Kenntnissen dazu nötig ist, die zu erwerben mir immer zu langwierig und langweilig war, wahrscheinlich nur weil ich keine natürliche Veranlagung dazu besitze. Aber ich sehe nicht ein, warum ich deshalb verurteilt sein soll, meine Jugend in einer engen und aufreibenden Abhängigkeit zu verbringen, während ich doch sehe, daß es überall und namentlich unter den Besitzenden viele gibt, wie ich, denen es wichtiger ist, ihr Leben so einzurichten, wie es ihnen Vergnügen macht, und dafür die kleine Unannehmlichkeit der materiellen Unterstützung durch Verwandte oder Bekannte oder der Dessenlichkeit gern in Kauf nehmen. — Doch das ist Philosophie, die ich mir zwar gelegentlich leiste, die aber ohne wesentliche Bedeutung ist. Bei Gelegenheit stieß ich einmal auf ein Buch — dort liegt es übrigens auch —“ fügte er lächelnd hinzu und zeigte auf meinen Schreibtisch, „Mensch und Uebermensch“ von einem Engländer. „Darin sagt er etwas über Landstreicher, Bettler und Künstler, was meine Ansicht bestätigte, und was mein Freund, der alte Bettler mir mit fast den gleichen Worten schon gesagt hatte. Aber ich freute mich, daß andere auch so denken und vermute, daß einer, der so etwas schreibt, sich in ganz ähnlicher Lage befinden muß wie ich!“

Gegen diese paradoxe Schlussfolgerung fand ich keinen haltigen Eindruck mehr. Er ging, und ich werde mich hüten, seinen Namen hierher zu setzen, da dies nur einem Kameraden das Gesicht verderben könnte. . .